

ORIENTIERUNG

Katholische Blätter für weltanschauliche Information

Erscheint zweimal monatlich

Nr. 20

17. Jahrgang der «Apologetischen Blätter»

Zürich, den 31. Oktober 1953

INHALT: Zur Frage der Arbeiterpriester: 1. Missionspriester nicht «Arbeiterpriester» — Kardinal Feltin in den Spuren Suhards — Keine Entscheidung bis zur Stunde — 2. Die Missionspriester als Spitze einer missionarischen Bewegung — 3. Die heutige Gehorsamskrise: Hochwälders «Heiliges Experiment» — H. M. Féret's Interpretation des Gehorsams und Henri Holsteins Antwort — Kardinal Feltin zum Gehorsam des Weltpriesters.

Junge Kräfte im amerikanischen Katholizismus: II. Quer durch die Reihen: die *Christopher* — Die Kritik der jungen Katholiken: Defensive Haltung — kontemplative Indifferenz — Individualismus — Traditionalismus — Klerikalismus — Eine ethische, nicht intellektuelle Problematik.

«Du bist schön meine Freundin»: Erwägungen zum demnächst erscheinenden Priester-Roman Bruce Marshall's.

Die Petrusfrage: Zur Auffassung des Pastor Hans Lehmann (Hamburg): seine Ansicht — Würdigung.

Nochmals zur ökumenischen Eschatologie: Replik P. Dumonts und Duplik J. P. Michaels.

Die Gehorsamskrise

Zur Frage der Arbeiterpriester in Frankreich

I.

Noch immer liegt eine bange Erwartung über den 350 Priestern, die im Seminar von Lisieux beziehungsweise Limoges nach einem von Rom gegebenen Statut ausgebildet, heute als spezialisierte Missionstruppe über ganz Frankreich verteilt ihren Bischöfen zur Verfügung stehen, welches das Schicksal ihres Seminars, der Quelle ihres Nachwuchses sein werde. Die Mission de France ist älter als die Mission de Paris, das Seminar in Lisieux wurde im September 1942, die Mission de Paris im Oktober 1943 gegründet. Ihre Priester werden auf den «Titel der Mission» geweiht. Sie rekrutieren sich aus allen Diözesen Frankreichs und arbeiten in Städten wie auf dem Land, je nachdem man ihrer bedarf. Wesentlich ist für sie nur eins: sie sollen eingesetzt werden für die Wiedergewinnung der entchristlichten Gegenden oder Schichten in einem Bereich, in den die gewöhnliche Pfarrseelsorge nicht einzudringen vermag. Sie bilden keine Kongregation im kirchlichen Sinn, aber doch ein «corps sacerdotal», eine Art Stosstrupp. Weit aus die meisten von ihnen gehen nicht als Arbeiter unter die Arbeiter, wenn sie auch mitten unter ihnen leben und den Lebensstil der Entchristlichten teilen. Das Seminar von Limoges ist zwar inzwischen teilweise wieder eröffnet worden, aber nur für die Seminaristen des fünften Jahres, damit sie ihre Studien beenden können...

Die Mission de Paris ist ein von Abbé Godin gegründetes Parallelunternehmen zur Mission de France. Streng genommen ist sie, wie ihr Name sagt, auf die Diözese Paris beschränkt, wo sie 25 Mitglieder zählt, die keineswegs ausschliesslich oder auch nur vorwiegend aus dem Seminar von Limoges kommen. Es ist für die Mitglieder dieser Truppe, zu der auch solche der verschiedensten Orden (Dominikaner, Jesuiten

usw.) gehören, nicht wesentlich, dass sie mit ihrer Hände Arbeit ihren Lebensunterhalt gewinnen (wenigstens 5 der genannten 25 tun dies jetzt bereits nicht), sondern dass sie die Mauer, die die verschiedenen sozialen Schichten trennt, niederlegen oder auf die andere Seite des Grabens, der zwischen Gläubigen und Ungläubigen sich auftut, soziologisch überspringen, um das Evangelium diesen der Kirche Entfremdeten zu bringen. Werkarbeit unter Arbeitern ist dabei nur ein mögliches und von vielen angewendetes Mittel, das dem Ausstehenden am meisten in die Augen springt. George Hourdin, der Leiter der grossen französischen Illustrierten «La vie catholique», macht darum in einer Artikelreihe über die «Arbeiterpriester», die er am 8., 9. und 10. Oktober in «Le Monde» veröffentlicht, darauf aufmerksam, dass man auch die Mitglieder der Mission de Paris nicht «Arbeiterpriester», sondern richtiger und einzig richtig «Missionspriester» nennen solle. Auch über ihren Häuptern hängt das Damoklesschwert der Auflösung durch Rom, ohne bis zur Stunde auf sie niedergefallen zu sein.

Wie ernst die Gefahr und wie dringlich zugleich der Wunsch des französischen Episkopates, dass die Gefahr abgewendet werde, ist, ersieht man aus zwei Reden Kardinal Feltins aus den letzten angstvollen Tagen: die erste wurde gehalten am 11. Oktober in dem kleinen, am Rande der Bretagne gelegenen Örtchen Mayenne, dem Geburtsort des verstorbenen Kardinals Suhard. Dieser, zuerst Bischof von Lisieux, und dort vom Geist der kleinen Theresia und deren Mystik der «Tischgemeinschaft mit den Sündern»¹⁾ gespeist, dann Erzbischof und Kardinal von Paris, war es, der von

¹⁾ Siehe darüber die hochinteressanten Ausführungen der «Herder-Korrespondenz», September 1953.

Anfang an als der grosse Förderer und Protektor der neuen «Missionen» genannt werden muss, die, wie er selbst sagte, «die Mauer niederreissen» sollten «zwischen dem täglich kleiner werdenden Trüppchen der Gläubigen und den andern Franzosen, zwischen den mehr oder weniger getreuen Katholiken und der Flut der Ungläubigen, indem sie aus den eigenen Reihen ausbrechen und zu den anderen gehen». Am 11. Oktober dieses Jahres also wurde neben dem Kirchlein von Mayenne ein Denkmal aus weissem Stein zu Ehren Kardinal Suhards enthüllt, dessen Initiative für das missionarische Apostolat sich, nach den Worten seines Nachfolgers Kardinal Feltin, «auswirkt bis an die Grenzen der Erde». «In diesen besonders schwierigen Stunden», sagte Msgr. Feltin weiter, «versichere ich, dass ich kein anderes Ziel habe, als das apostolische Werk, das Kardinal Suhard gewollt hat, fortzusetzen, denn er hat klar gesehen» («Figaro», 12. 10. 53). Die zweite Ansprache wurde in Lisieux am Fest der kleinen hl. Theresia (15. Okt. 1953) gehalten. «Kardinal Feltin betonte erneut, dass er in bezug auf das Apostolat der Massen des Volkes die angstvolle Hauptsorge seines Vorgängers teile. Bei den neuen Versuchen und Unternehmungen mögen Irrtümer, Abweichungen, Unklugheiten vorgekommen sein. Korrekturen werden nötig sein, und man beschäftigt sich bereits damit, aber Theresia wird es nicht zulassen, dass das, was hier, an ihrem Grab, geschaffen wurde, wieder verschwindet. Man muss sie bitten, dass im Interesse Frankreichs die Mission ihr Werk fortsetzen kann, wenn auch mit all den gewünschten Verbesserungen und Korrekturen, damit Schritt für Schritt die verlaufenen Schafe zur Herde zurückkehren» («La Semaine religieuse de Paris» vom 17. Okt. 1953).

Inzwischen hat die am 17. Oktober tagende Konferenz der französischen Kardinäle und Erzbischöfe nicht die von manchen erwartete Neuordnung gebracht. Ein offizielles Communiqué wurde nicht herausgegeben, lediglich der Katholischen Aktion unter den Arbeitern (A.C.O.) wurden sehr allgemeine Richtlinien erteilt, die offensichtlich den Zweck haben, zu zeigen, dass das Problem der Arbeitermissionen – welches auch immer das Ergebnis der Verhandlungen mit Rom sein mag – eine Hauptfrage der französischen Bischöfe bleiben wird. Mehr konnte die Konferenz – ohne ihre Kompetenzen in der augenblicklichen Lage zu überschreiten – nicht tun. Wie man vernimmt, begibt sich Kardinal Liénart (Lille) Ende Oktober nach Rom, um dem Hl. Vater anstelle einer drohenden Auflösung ein neues Statut vorzuschlagen, wonach unter anderem es den einzelnen Bischöfen vorbehalten sein soll, ob sie die Missionäre in ihren Diözesen wünschen oder nicht, was bisher nicht der Fall war.

2.

Wir haben uns länger bei den Ereignissen der letzten vierzehn Tage aufgehalten als ursprünglich beabsichtigt, weil wir es für nötig hielten, manche schiefe Auffassungen der Presse bei dieser Gelegenheit zu korrigieren, vor allem aber weil es nötig schien, mit wenigstens ein paar Worten zu erklären, weshalb die drohende Auflösung in ganz Frankreich eine solche Aufregung und Anteilnahme hervorruft. Schliesslich – so könnte mancher gedacht haben –, was bedeuten schon 25 bzw. 95 Arbeiterpriester! Stellen sie mehr dar, als ein tastendes Experiment? Wenn es gescheitert ist, so mag das bedauerlich sein, aber diesen Ausgang musste man doch, wenigstens als möglich, von vornherein einkalkulieren. Das liegt im Wesen eines Experimentes. Demgegenüber haben wir gezeigt, dass es um mehr als um die wenigen Arbeiterpriester geht. Das Seminar von Lisieux-Limoges hatte bereits 350 Priester ausgesandt und versprach eine dauernd fliessende Quelle neuer Missionare zu werden. Weit wichtiger aber als diese Zahlen ist die dahinter stehende Situation des französischen Katholizismus, die mit der sozialen und soziologischen Struktur des ganzen Landes in engstem Zusammenhang gesehen werden

muss. Nicht genug kann betont werden, dass das Buch und die Erfahrungen Abbé Godins, das die Gefahr einer Abkapselung des Katholizismus in gewissen Ständen, bourgeois Milieus oder Klassen aufzeigt, am Anfang der ganzen Entwicklung stehen. Diese von andern bestätigten und erweiterten soziologischen Erhebungen hoben gewisse bis dahin nur dunkel geahnte Tatsachen ans helle Licht und brachten im gesamten französischen Katholizismus eine mächtige Schockwirkung hervor. Eine richtige Bewegung war die Folge, als deren Spitze die Missionäre angesehen werden müssen, die aber den gesamten oder doch grössten Teil aller Katholiken hinter sich hatten, die alle angstvoll aus ihrem «Ghetto» auszubrechen verlangten, die sich alle vor eine ungeheure Verantwortung gestellt sahen. Eine wahre Welle missionarischer Begeisterung durchzog zumal die besten Kreise der französischen Jugend. Nur so erklärt es sich, dass nunmehr zur Stunde der Krise der Arbeiterpriester die prominentesten Laienvertreter des französischen Katholizismus (Mauriac, de Fabruègues, Et. Borne, Hourdin usw.) zu ihrer Verteidigung ebenso auftraten wie «jenseits der Mauer» einfache Arbeiter und sogar Kommunisten. Das «Experiment» der Arbeiterpriester stellte nach der an die Grenze ihrer Wirkmöglichkeiten gelangten J.O.C.-Bewegung, die in den kompakten Kreisen der Arbeiterschaft nicht festen Fuss fassen konnte, den fast verzweifelten und heroischen Ausbruchversuch der Christen in eine kommende, kulturlose und gottfremde Welt dar. Es ist leicht gesagt: Ein Experiment ist misslungen – man wird ein anderes machen. Erstens, werden viele Franzosen erwidern, ist es nicht zutreffend, von einem «Misslingen» zu sprechen: gerade die Zustimmung der Arbeiter beweist es! Zweitens: welches andere Experiment soll jetzt unternommen werden? Und drittens wechselt man nicht mitten im Strom die Pferde!

Wie dem aber auch sei, das Positive wie das Negative der Arbeiterpriester, ihre Erfolge wie ihre Misserfolge, die Heiligen unter ihnen wie die Strauchelnden, dürfen nicht gesondert als Schicksale Einzelner oder als Vor- und Nachteile der neuen Mission allein betrachtet werden, sondern an dieser «Spitze» zeigt sich – wenn auch «zugespitzt» – die Lage, die Haltung, der Elan, die Schwäche und die Kraft des französischen Katholizismus der heutigen Stunde. Diese Spitze abbrechen heisst den Elan der gesamten Katholiken gefährden; diese Spitze loben heisst die ganze Missionsbewegung Frankreichs loben. Erst Spitze und Schaft ergeben die Lanze. Ohne Schaft wäre die Spitze ein tollkühnes Unternehmen einiger Hasardeure; ohne die Spitze wäre der Schaft ein noch unbestimmtes, unprofitiertes Etwas, nicht der französische Katholizismus von heute.

3.

Das gilt es wohl zu bedenken, und das rechtfertigt es auch, dass wir diesen Ereignissen, nachdem sie nun einmal allen Augen sichtbar aus dem Boden herausgewachsen sind – vielleicht vorzeitig, aber wie kann in einem Zeitalter der Nivellierung ein heroischer Anlauf verborgen bleiben –, grösste Aufmerksamkeit schenken. Meist sind ja auch, wie wir schon letztes Mal bemerkten, die Probleme, die hier zutage treten, nicht auf Frankreich allein beschränkt, sondern an diesem sensibelsten Land Europas lassen sich wie an einem Seismographen Erschütterungen ablesen, die alle andern Länder auch – vielleicht mehr dumpf und weniger reflex bewusst – bewegen. In diesem Sinn möchten wir die Aufmerksamkeit auf einen Punkt lenken, den abermals Kardinal Feltin in einer Ansprache an die Missionäre der Mission de Paris hervorhob. Den Hauptteil dieser Ansprache bildet eine Aufzählung der Gefahren, denen diese Missionäre vor allem ausgesetzt sind. Die ersten drei Gefahren lauten: «Die Gefahr, das Wesen des missionarischen Apostolates zu verkennen; das Wesen der Kirche zu verkennen, das Gesetz der Nächstenliebe zu ver-

kennen». Darin werden ähnliche Gedanken ausgeführt, wie wir sie bereits in der letzten Nummer aus der Feder Kardinal Salièges kennen lernten. Der vierte Punkt aber lautet: «Die Gefahr, die Berufung des Weltklerus zu verkennen». Damit ist ein gewisser Geist der Unabhängigkeit, ein vorschnelles Folgen einer vermeintlichen «Berufung», eine Missachtung der kirchlichen Autorität und ein Verkennen des wahren Gehorsams gemeint. Wir lassen den Text nachher im Wortlaut folgen. Hier nur einige Bemerkungen zu seiner Vorgeschichte: Bereits vor gut anderthalb Jahren begann in Paris das Drama des österreichischen Dichters Hochwälder «Das heilige Experiment» unter dem Titel «Sur la terre comme au ciel...» Abend für Abend ein zahlreicheres Publikum anzulocken. Das heilige Experiment ist die Darstellung des tragischen Ausgangs der Jesuitenreduktionen in Paraguay. Ein apostolisches Werk, an dessen Gelingen die menschliche und christliche Zukunft tausender Menschen hängt, muss im Gehorsam gegen die Weisungen der höheren Obern aufgegeben werden. Es ist bezeichnend für die Atmosphäre des heutigen Paris, dass dieses Stück 18 Monate hindurch vor ausverkauftem Haus gespielt wurde. Das war vor der jetzt erst akuten Krise der sog. Arbeiterpriester!

Vor einigen Monaten erschien nun nach vielen anderen Kommentaren ein kleines Buch von H. M. Féret mit dem Untertitel: «Das wahre Drama von Hochwälder» (Collection «Contestations», Ed. du Cerf), in dem eine Auffassung vom kirchlichen Gehorsam vertreten wird, von seiner Natur und seinen Grenzen, die nicht unbedenklich erscheint. Danach rechtfertigt sich der Gehorsam einzig aus den Erfordernissen des Gemeinwohles, dessen erster Vertreter und Verantwortlicher der Obere ist. Vom Gemeinwohl her lassen sich auch leicht die Grenzen des Gehorsams abstecken. Es wird daher auch als normal und gegeben angesehen, wenn die Untergebenen die Handlungen und Initiativen des Oberen einer Art Kontrolle unterwerfen, da ja auch sie ihren Anteil an der Verantwortlichkeit des gemeinsamen Werkes besitzen und deshalb dabei auch ein Wort mitzureden haben.

Vor allem aber bedenklich wird diese Ansicht dadurch, dass ihr eine andere, exzentrische gegenübergestellt wird. Für diese zweite Auffassung bestände das Wesen des Gehorsams in dem Ganzopfer des eigenen Willens, einzig in der Vereinigung mit dem Opfer Christi, ohne Ausblick auf die Auferstehung und ohne Anerkennung berechtigter Schranken.

In den «Études» (Sept. 1953) zeigt Henri Holstein, Professor der theol. Fakultät von Angers, wie keine dieser beiden künstlich gegeneinandergestellten Auffassungen befriedigen kann, sondern beide durch eine dritte überhöht werden müssen, die weder der Kreuzespseudomystik ohne Auferstehung der zweiten noch dem soziologischen Naturalismus der ersten verfällt. Nach dieser dritten und einzig wahren Auffassung besteht der kirchliche und religiöse Gehorsam in einer Auswirkung und Verlängerung der theologischen Tugend des Glaubens, insofern dieser es dem Christen ermöglicht, am Gehorsam Christi gegenüber seinem, dem himmlischen Vater, teilzuhaben. Da die Kirche konkret durch ihre Hierarchie als der fortlebende Christus uns gegenübertritt, geschieht diese Teilnahme notwendig durch die Kirche, also praktisch unmittelbar durch den Gehorsam gegenüber der Kirche, der letztlich aber immer ein Gehorsam in und mit Christus vor dem himmlischen Vater ist. Dass die kirchlichen Vertreter dabei in den meisten ihrer Handlungen weder unfehlbar noch auch unsündig sind, betont Holstein ausdrücklich. Doch glaubt er diese Klippe durch das Geheimnis der Inkarnation, die sich eben auch in der fehlbaren Kirche fortsetzt, überwinden zu können. Die Schmerzlichkeit des Gehorsams erklärt er aus der Sündigkeit der menschlichen Natur. Wichtig in unserem Zusammenhang ist an diesen Ausführungen Holsteins der sehr gut biblisch unterbaute Nachweis des übernatürlichen Charakters des kirchlichen wie religiösen Gehorsams und seine

notwendige Verbindung mit der Kirche. Es darf demnach nicht der Gehorsam – lediglich oder auch nur vorwiegend – vom greifbaren Erfolg oder der Aussicht auf diesen beurteilt werden. Wenn es sich hier auch um ein Gemeinschaftswerk in gewissem Sinn handelt, so besteht dieses doch in der Erlösung der Menschen, in der geheimnisvollen Auferbauung des mystischen Leibes zur Ehre des Vaters, «ein Ärgernis den Juden und eine Tollheit den Heiden». So geht es also gewiss nicht an, den Obern, sei es der kirchliche Vorgesetzte für den Weltklerus, sei es der Ordensobere, als blossen «chef d'équipe» nach soziologisch greifbaren Maßstäben in seiner Befehlsgewalt begrenzen zu wollen.

Wir hätten diese Diskussion, auf die Kard. Feltin auch anspielt, nicht so breit hier angedeutet, wenn sie nicht mehr oder weniger deutlich in vielen Köpfen säße. Der Kardinal hat durchaus recht, wenn er im Zeitalter der «Selbständigkeit» verlangt, dass das Problem des Gehorsams theologisch neu durchgedacht werde. Aber lesen wir jetzt auf diesem Hintergrund seine eigenen Worte:

4.

«Gelegentlich findet man in unseren Reihen einen gewissen Geist der Unabhängigkeit, worunter der Geist des Gehorsams auf allen Gebieten leidet. Und doch muss der Geist des Gehorsams ein Charaktermerkmal der priesterlichen Seele sein nach dem Beispiel des Meisters: weil er ‚sanft und demütig von Herzen war‘, gehorchte er seinem Vater bis in den Tod am Kreuz.

a) Diese Unabhängigkeit wurzelt zunächst – geben wir das zu – in einem *Mangel an Demut*, an Sich-selbst-Vergessen, an Selbstverzicht. ‚Er muss wachsen und ich muss kleiner werden.‘ Dieses Wort Johannes des Täufers hat man vergessen. Das ‚Ich‘ nimmt zuviel Platz ein; der Eigenwille entäußert sich nicht genug vor dem göttlichen Wollen.

Der Wunsch des Vaters, das ‚Dein Wille geschehe...‘ wird praktisch nicht beachtet. – Man sucht den Willen Gottes dem eigenen Willen zu beugen und man täuscht sich selbst, indem man sich einredet, das persönliche Wollen sei eine Eingebung des Hl. Geistes – dann redet man nur zu gern vom ‚prophetischen‘ Menschen –; aber das ‚ich verspreche‘ der Priesterweihe verliert man aus den Augen. – Man vergisst einen für den Weltklerus charakteristischen Wesenszug: der Kirche zur Verfügung zu stehen, der Kirche – in Gestalt ihrer Hierarchie. Und es dürfen nicht umgekehrt die Kirche und ihre Hierarchie zur Verfügung der Sonderansichten jedes einzelnen stehen.

‚Aber‘, wird man einwenden, ‚es gibt doch besondere Berufungen, Anrufe Gottes, die sich auf verschiedene Weise äussern und denen der Priester im Gewissen zu folgen verpflichtet ist.‘

Gewiss! Und diese verschiedenen Berufungen rechtfertigen die Verschiedenheit der religiösen Orden. Jeder hat durch seine Konstitutionen ein bestimmtes Ziel. Aber gerade die Berufung des Weltpriesters besteht darin, der Kirche zur Verfügung zu stehen.

Gewiss gibt es auch bei den Tätigkeiten des Weltpriesters verschiedene Rücksichten. Nach Anlage und durch göttliche Gnade kann einer sich besser für diese als für jene Art des Apostolates eignen. Er lege diese seine Eignung der Kirche vor, er sage ihr die Richtung, in der er sich berufen fühlt. – Das ist in Ordnung! An ihr ist es, zu urteilen! Sie ist nicht unfehlbar, aber sie hat Berufungsgnade. Und der Untergebene hat nicht die Gnade voller Wahlfreiheit, er hat nicht die Kirche zu seiner Verfügung zu stellen – er ist vor allem nicht unfehlbar. Er muss sich dem Urteil der Kirche anvertrauen, sicher, dass er durch diese Gefügigkeit auf seinem Weg ist, so peinlich ihm das sein mag, und dass sein Dienst gewiss nicht ohne Frucht bleibt, einzig durch diese Haltung des Gehorsams.

Man lässt diese übernatürlichen Gesichtspunkte manchmal ausser acht, um nur allzu bereitwillig einzig bei natürlichen Überlegungen zu verweilen.

b) Teilweise ist dieses Vergessen des Beispiels unseres Herrn, dessen Repräsentanten wir sein sollen, das Ergebnis von Haltungen, die während des Krieges und zur Zeit der Befreiung verkündet wurden.

Die ganze Frage des Gehorsams müsste von der Theologie her neu überprüft und genau bestimmt werden. – Ich weiss, dass sich einige Theologen damit beschäftigen. In dem letzten Heft der «Etudes» finden sich einige ausgezeichnete Seiten über dieses Thema.

Die Frage ist umso wichtiger, als – nachdem das Radio ohne Unterlass wiederholt hatte, dass man nicht den Forderungen der vorhandenen Autorität, sondern seinem Gewissen folgen müsse – die Ereignisse dieser mit so viel Eifer empfohlenen Haltung Recht gegeben haben.

Wir haben hier nicht über den wirklichen Wert der Gründe zu disputieren, die diese Radiopredigten rechtfertigen könnten. – Ich stelle hier nur die Tatsache fest, die eine ganze Generation und vor allem die Jugend beeinflusst und sie überzeugt hat, dass man nur seinem persönlichen Gewissen folgen müsse. Ohne Zweifel ist das Gewissen unser Führer. Man muss es hören und muss ihm folgen. Man muss aber auch darüber

wachen, dass dieser Führer nicht irre, – wachen, dass man nicht unter unheilvollen Einflüssen ein falsches Gewissen habe und dass man nicht dem zu wenig Rechnung trage, was die Autorität mit Recht verlangen kann. Denn diese wird dann nur noch soweit anerkannt, als man sie – vielleicht deshalb weil ihr Träger einem sympathisch ist, oder deshalb weil ihre Forderungen den eigenen Wünschen entsprechen – billigt. Aber man steht nicht mehr leicht zur Autorität, die von oben kommt, wer immer auch ihr Vertreter sei und vor allem, wenn ihre Richtlinien einem zuwider sind.

Diese Haltung, die sich im sozialen Leben schon unangenehm auswirken kann, hat noch weit üblere Folgen im religiösen und vor allem im Leben des Priesters. Sie erzeugt jenen Neuprottestantismus, den der Hl. Vater beklagt – der kein anderes Gesetz als das persönliche Urteil anerkennt. Er ruft in manchen Seelen Erschütterungen hervor, die bis zu einer Veränderung des Glaubens gehen. Das ist zum Beispiel bei einigen jungen Geistlichen der Fall, die sagen, dass sie den Glauben und das Vertrauen verlieren, weil die Kirche aus rechtmässigen Gründen ihren Wünschen und ihrem Verlangen nicht sofort oder nicht morgen glaubt entsprechen zu können.

„Gehorchet euren Vorstehern und füget euch ihnen, denn sie wachen über eure Seelen und müssen einst Rechenschaft darüber ablegen, damit sie dies mit Freuden tun und nicht mit Seufzen; denn das wäre euch kein Gewinn.“ (Hebr. 13,17)
M. G.

Junge Kräfte im amerikanischen Katholizismus

II.

Die Christopherus-Bewegung

Eine Bewegung besonderer Art, die sich nicht auf einen bestimmten Stand oder Beruf konzentriert, sondern das persönliche, eigenständige apostolische Verantwortungsbewusstsein in alle Kreise vorzutragen sich bemüht, ist die Christopherus-Bewegung. Sie möge als Beispiel stehen für eine Reihe ähnlicher Vorstösse, die alle das Gemeinsame haben, dass sie über den hergebrachten Rahmen hinaus vorstossen wollen, über die blosser Bewahrung hinaus zur Gestaltung der Welt.

Die Christopherbewegung wurde 1946 von Rev. P. James Keller M. M. in New York gegründet, «als eine Hilfe, um die fundamentalen christlichen Grundsätze im öffentlichen und privaten Leben Amerikas wieder zu erneuern». Die Christopher werden im besondern ermuntert und aufgefordert, auf jenen Gebieten sich zu betätigen, in denen sie persönlich am besten Gelegenheit finden, positiv, konstruktiv und in möglichst weitem Rahmen für die Verwirklichung dieser Grundsätze zu wirken. Als beste Möglichkeiten hiezu empfiehlt die Bewegung besonders: Das Erziehungswesen, die Politik, das Berufsleben in der Industrie (vor allem die Gewerkschaften) und die Schriftstellerei.

Die Christopher haben keine feste Organisation, sondern wollen das sein, was man früher bei uns eine «Bewegung» nannte: sie haben weder feste Mitgliedschaft noch feste Beiträge noch regelmässige Versammlungen. Sie legen Wert darauf, dass jeder persönlich an seinem Platz sein Möglichstes tut, um die christlichen Grundsätze der Religion und der Moral im amerikanischen Leben zu erneuern. Ihr Motto lautet: «Es ist besser, eine Kerze anzuzünden als über die Dunkelheit zu fluchen.»

Die Christopherbewegung veranstaltet jährlich verschiedene Wettbewerbe, um gute Manuskripte für Zeitschriften, Filme,

Radio, Fernsehen zu erhalten; 30 000 Dollars werden jährlich durch freiwillige Beiträge dafür aufgebracht. Sie plant ferner eine Reihe von 50 Schulen mit verschiedenen Lehrgängen, die den Christophern Gelegenheit zu weiterer Ausbildung bieten, um möglichst wirksam auf den verschiedenen Gebieten einen Einfluss auf die Öffentlichkeit zu gewinnen. Acht solche Schulen sind bereits in Betrieb. Die Christopher haben ausserdem einen Film drehen lassen: «Du kannst die Welt verwandeln». Er will die Ziele der Bewegung darstellen und die Mittel aufzeigen, die den einzelnen zu deren Verwirklichung zur Verfügung stehen. 30 weitere Filme sind geplant.

Neben gelegentlichen Broschüren verteilt die Bewegung jeden Monat 250 000 Exemplare der «News Notes» (Neuigkeiten), die im allgemeinen gratis abgegeben werden. Der Gründer hat ausserdem eine Reihe von sehr wirksamen und praktischen Büchern veröffentlicht, die teilweise auch in deutscher Sprache erschienen sind: «Ein Priester sieht die Welt» (The Priest and a World Vision), «Du kannst die Welt verwandeln» (deutsch im Sebaldusverlag Nürnberg und Christiana-Verlag Zürich, 1951/52). Dieses Letztere gilt als Handbuch der Bewegung, das Idee und Methoden darlegt. Ein weiteres Buch trägt den bezeichnenden Titel «Government Is Your Business» («Die Regierung geht dich an»); ferner «Drei Minuten täglich» – Ratschläge und kurze Betrachtungen fürs Leben; sowie «Einen Augenblick bitte» (beide bei Paul Pattloch-Verlag, Aschaffenburg, 1952).

Die ganze Bewegung steht im Wesentlichen unter katholischer Führung, wendet sich aber bezeichnenderweise an jedermann aus jeglicher Konfession, der sich für diese Ziele einsetzen will. Obschon sie keine festen Beiträge kennt, vermag sie doch jedes Jahr 350 000 Dollars auszugeben, die durch freiwillige Spenden aufgebracht werden.

Ihr Zentrum hat die Christopher-Bewegung in New York (18 East, 48. Str.) unter der Leitung von Pater James Keller.

Die Kritik der jungen Katholiken am Katholizismus ihres Landes

Neben diesen Vorstössen mehr gefühlsmässiger und praktischer Natur regt sich immer kräftiger auch die theoretische Besinnung und Kritik. Wie manche junge Katholiken den Katholizismus ihres Landes sehen, fasst einer ihrer Wortführer, P. Leo Richard Ward, CSC, Professor der Philosophie an der Notre Dame Universität, in einem Beitrag zum Buch «The American Apostolate» – American Catholics in the Twentieth Century (Newman Press, Westminster, Maryland 1952) etwa folgendermassen zusammen:

In der Jahrhundertmitte steht die katholische Kirche in den Vereinigten Staaten noch immer in der Defensive, besonders in den Köpfen älterer Personen. Dieses Inferioritätsbewusstsein ist ererbt aus einem langen Zustand der Verteidigung und aus der Lage der Kirche, da sie offiziell und inoffiziell hinuntergedrückt und nicht-emanzipiert war. In englischsprechenden Ländern hatten die Katholiken eine lange Zeit hindurch Mindererschätzung und eine Art von Katakombenexistenz zu erdulden. Solche Angriffe haben auch heute noch nicht aufgehört. Eine der Folgen davon ist, dass in den Köpfen der älteren Generation die Kirche bis auf den heutigen Tag die Wälle zu verteidigen und nicht ein Königreich aufzubauen habe. Apologetik statt Aufbau.

Die Haltung dieser grossen Mehrzahl der Katholiken und besonders der breiten Masse und so vieler offizieller Kreise den zeitgenössischen Problemen gegenüber wird von manchen charakterisiert als eine passiv-ästhetische und kontemplative Indifferenz gegenüber dem Schicksal der Menschheit, eher richtend als helfend und mitgestaltend. Problemen wie dem Krieg, der Arbeiterfrage, dem Antisemitismus, der Negerfrage, ja dem modernen Materialismus gegenüber hätte eine eigene konstruktive Haltung und Tat gefehlt. Von allen Amerikanern hätten zwar die Katholiken dem Kommunismus und seinen Täuschungskünsten gegenüber am klarsten und entscheidendsten widerstanden.

«Aber andererseits waren wir weit davon entfernt, unbeeinflusst zu sein von dem aktivistischen, pragmatistischen Klima oder von der materialistischen, goldgräberischen und bourgeoisen Zeitströmung. Wir waren vielleicht genau so geschickt wie die andern, in den Belangen der Arbeit und der Gerechtigkeit das Moralgesetz soweit als möglich zu dehnen.»

«In den letzten 60 Jahren war es für uns schwer, mit den Päpsten Schritt zu halten. Unser Individualismus ist von Motten zeffressen und oft unkatholisch, wenn nicht antikatholisch. Mindestens seit 1891 reden die päpstlichen Rundschreiben eine andere Sprache. Der Individualismus hat uns tief verwundet, wie eine neue Erbsünde. Das gilt sogar dann, wenn der Individualismus bei den Katholiken ein historisches Anhängsel ist, während er bei den Protestanten aus ihren religiösen Grundsätzen erwächst.»

«Es ist an der Zeit, zu fragen, worauf wir amerikanischen Katholiken stolz sind, welche Ziele wir haben, und was wir dafür zu zahlen bereit sind. Sowohl auf dem Gebiet der Frömmigkeit wie auf dem der sozialen Probleme bringt eine neue Idee oder Bewegung sogleich manche Kleriker und ebenso manche Laien in Aufregung – was sowohl bei der liturgischen Bewegung wie auch bei der Lösung der sozialen und der Neger-Frage ein Hindernis war.» Gleichgültigkeit sei ein schweres Hemmnis und in manchen Kreisen scheine als unumstösslicher Grundsatz zu gelten, dass die Kirche zu handeln habe «wie sie immer handelte in unserer Pfarrei; nur nichts Neues!» Aber eine Novene zu einem neuen Heiligen ziehe die Massen an.

Blättert man die weiteren Seiten des Buches durch, so treten immer wieder drei besonders kritische Bemerkungen auf, die man auch im Gespräch sehr oft zu hören bekommt.

Zunächst der starre *Traditionalismus*. Wer durch die modernen Städte Amerikas geht und dann in eine der Kirchen eintritt, ist erstaunt, wie zäh an alten, überholten und heute kitschig wirkenden Formen festgehalten wird, die jeden jungen Menschen, der durch die moderne Schule und Technik gegangen ist, abstossen müssen. Man kommt von der Neugotik des 19. Jahrhunderts fast nicht los. Das fällt sogar in den oft sehr fortschrittlichen Schulen auf. Wenn die Schulgebäude noch so modern gehalten sind, die Kapelle muss immer noch gotisch sein.

Eine weitere Klage betrifft den starken *Klerikalismus*. Der Klerus mischt sich zwar in politische, soziale und kulturelle Fragen fast gar nicht ein. Im Kirchenraum aber, im Vereinswesen, in der Schule herrscht er fast unumschränkt. Der amerikanische Katholik hängt zwar mit grosser Dankbarkeit und Ehrfurcht an seinen Priestern. Diese waren in Tagen schwersten Kampfes ums tägliche Brot, um die Erhaltung des Glaubens, um den Aufbau einer neuen Heimat seine stärkste Stütze und Hilfe. Da man von aussen befeindet und selbst noch arm und schwach war, war es beinahe selbstverständlich, dass man sich in absoluter Einheit und Treue um Kirche und Pfarrer scharte. Und man wird die nicht selten geradezu heroischen Dienste, die der Klerus in dieser Zeit leistete und auch noch leistet, lange nicht vergessen. Aber nachdem die Laienschaft stärker geworden ist, Reichtum, Stellungen und eine höhere Bildung gewonnen hat, regt sich immer mehr auch der Wille zur Selbständigkeit, und man reagiert schärfer auf die Führung durch den Klerus und besonders auch auf die Vorherrschaft des irischen Elementes in ihm. Hier wird sich, ähnlich wie in Europa, ein neues Gleichgewicht herausbilden.

Auf dem sozialen Gebiet regt sich die *Sozialkritik*, die in einer Zeit, da alle Verhältnisse im Fluss waren und jeder nur nach vorne zu kommen strebte, schlief. Die jungen Katholiken üben aber nicht nur Kritik an einzelnen sozialen Zuständen, an den Slums, den Zuständen im Süden und in manchen agrarischen Gebieten, sondern sie stellen immer lauter die Frage nach der grundsätzlichen Struktur des amerikanischen Kapitalismus. Es ist bezeichnend, dass die ältere Generation meist den Republikanern, die jüngere aber entschieden der demokratischen Partei zuneigt. So wenig man von staatlicher Planwirtschaft oder gar Kommunismus wissen will, so wenig ist man doch geneigt, die herrschenden Zustände als gültig anzunehmen. Hierin treffen sich übrigens die jungen Katholiken, die intensiv die päpstlichen Enzykliken studieren und auf die amerikanische Wirklichkeit anzuwenden trachten, mit breiten Kreisen der jüngeren Akademiker, Geschäftsleute, Unternehmer und Gewerkschaftler, die an den Universitäten von Harvard, Yale, Columbia, Chicago, Berkeley, California studiert haben. Während in den älteren Kreisen das Wort «Individualismus» einen durchaus positiven Klang hat, wird es von den jüngeren in immer kritischerem Sinne gebraucht. Unzweifelhaft sind diese Kreise auch von der europäischen sozialkritischen Literatur, mit Ausnahme der marxistischen, stark beeindruckt, zumal von der französischen Literatur und von den Auseinandersetzungen um das deutsche Mitbestimmungsrecht. Da in USA eine marxistische Arbeiterbewegung fehlt und, wenigstens im Norden, auch die feudalistische Tradition (vielleicht mit Ausnahme von New England) kaum vorhanden ist, bleibt zu hoffen, dass man unbefangener an die schwierigen Fragen herantreten wird, als dies bei uns möglich ist.

Andererseits trifft man aber, bei aller Kritik, gerade bei diesen jungen Katholiken *ein durchaus positives, ja freudiges Bekenntnis zum katholischen Glauben und zur katholischen Vergangenheit*. Sie rühmen sich ihrer katholischen Bildung, deren Halt, Festigkeit und Tiefe sie gerade gegenüber den vom Skeptizismus der Moderne angefressenen Kameraden ihrer Umwelt erleben. Mit Stolz bekennen sie sich als Schüler der Benediktiner von St. Paul, der Basilianer von Rochester oder Toronto, der zahlreichen Jesuitenschulen. Ein ausgesprochen aposto-

lischer Zug geht durch ihre Reihen und ein Verantwortungsbewusstsein, das sich nicht nur der Kirche, sondern der ganzen Nation verpflichtet weiss. Ihr Problem besteht nicht darin, eine überholte Vergangenheit weiter hinauszuziehen, sondern neue christliche Gemeinschaften in Familie, Gemeinde, Betrieb und Nation aufzubauen.

Man wird sich über die Stärke und Stosskraft dieser Gruppen keiner Täuschung hingeben dürfen. Sie sind noch klein und nicht sehr zahlreich. Ihr Wollen ist noch unbestimmt, besonders wo es nicht um die Kritik des Bestehenden, sondern um die Gestaltung des Neuen geht. Es hat auch nicht den Anschein, dass eine von ihnen berufen wäre, zu einer mächtigeren Bewegung oder gar ausschlaggebenden Rolle heranzuwachsen.

Trotzdem darf man ihre Bedeutung als Anzeichen und Werkzeug einer tieferen Unruhe im amerikanischen Katholizismus, einer Besinnung auf neue und grössere Aufgaben, als Abrechnung mit der Vergangenheit und Vorboten und Vorkämpfer einer notwendigen Umstellung und Neuorientierung nicht unterschätzen. Diese Gruppen bringen die Erkenntnis zum Ausdruck, dass der bisherige Weg zwar grossartige Ergebnisse gezeitigt hat und bei allen Schattenseiten notwendig und eine staunenswerte Leistung war, dass man aber heute an einer Wegscheide steht. War die Hauptarbeit des amerikanischen Katholizismus bisher darauf ausgerichtet, nach innen zu arbeiten, die Einwandererströme aufzufangen, ihnen eine christliche Erziehung zu bieten und sie damit im Glauben der Väter zu erhalten und zu festigen, so kann er sich fernerhin der Aufgabe nicht entschlagen, in stärkerer Masse und mit neuen Mitteln auf die Gesamtnation einzuwirken und einen eigenen Beitrag zur Lösung der gewaltigen Krise zu leisten, die heute immer klarer über die Nation hereinzieht. Es gilt, sich in intensiver und positiver Weise mit der Technik, mit den sozialen Problemen, mit den Ergebnissen der Geisteswissenschaften, mit Philosophie, Psychologie und Soziologie vor allem, auseinanderzusetzen und so mitzuhelfen, die Weltverantwortung, die den Vereinigten Staaten als stärkster nicht- und antikommunistischer Macht zugefallen ist, geistig zu fundieren. Denn es spüren heute alle Amerikaner, die an verantwortungsvoller Stelle stehen, dass mit technischen, wirtschaftlichen und militärischen Mitteln allein die Aufgaben und Verantwortlichkeiten einer Weltmacht nicht zu bewältigen sind. Schon General Mac Arthur hatte es ausgesprochen: Dass die Probleme des Ostens im Tiefsten nicht militärischer, sondern theologischer Natur seien. Und es hat auf die ganze Nation einen gewaltigen Eindruck gemacht, dass Präsident Eisenhower, auf der Höhe der Macht angelangt, sich taufen liess und bei seiner Amtseinsetzung im Angesicht der ganzen Nation zuerst ein Gebet zum allmächtigen Gott um Seine Hilfe sprach. Wenn heute vor jeder Kabinettsitzung gebetet wird, so ist das nur ein sinnfälliger Ausdruck dafür, wie sehr man sich bewusst geworden ist, dass die geläufigen politischen Mittel nicht mehr ausreichen, sondern dass in ganz andere Tiefen vorzustossen sei. So beispiellos die Produktivität, technische Erfindungskraft und die alles überschwemmende wirtschaftliche Hochkonjunktur der letzten Jahre war, so sind doch die Amerikaner unsicherer und nachdenklicher geworden als je: Nicht nur hat der Reiz der Neuheit und die Verblüffung vor dem ständig sich überbietenden «Fortschritt» sich überschlagen und nachgelassen, sondern gerade diese neuen Dinge wie Atomkraft, Lügendetektoren, Maschinen «zur Berechnung der Zukunft», psychologische und chemi-

sche Verhörmethoden usw. bedrohen die menschliche Freiheit und Persönlichkeit in unerhörter Weise, und man sucht nach tieferen Fundamenten und neuem geistigem Schutz vor der drohenden Vergewaltigung und Vernichtung.

In diesen Aufbruch der Nation fühlen sich die jungen Katholiken verantwortlich hineingestellt. Die alten Antworten genügen nicht mehr, auch wenn man in seinem Glauben durchaus nicht wankend geworden ist. Dabei ist die Problematik weniger eine intellektuelle als eine *ethische*: Man sucht nicht so sehr nach neuen *Ideen* als tiefer fundierten *Idealen*, die dem Leben des Menschen, der von immer neuen technischen und politischen Revolutionen bestürmt wird, festen Halt zu bieten vermöchten.

So treffen in der Unruhe und Suche der Katholiken eine Reihe von geistigen Bewegungen zusammen und verstärken sich gegenseitig. Man will aus der Apologetik heraus in eine bewusste selbständige Lebensgestaltung aus der persönlichen Überzeugung. Man will über den rein individuellen persönlichen Bereich hinaus in die Bewältigung der kulturellen und gesellschaftlichen Aufgaben. Man will über den eigenen Kirchenraum und die eigene Konfession zur Mitgestaltung des nationalen Lebens vordringen. Man spürt, dass sogar der nationale Raum schon zu eng, ja bereits gesprengt ist, und dass man im Sturmwind, in der Weltkrise und in der Weltverantwortung steht.

Man spürt auch, dass der amerikanische Katholizismus wohl den Glauben fest und rein bewahrt hat, dass er aber auf eine so umfassende Aufgabe geistig nicht vorbereitet, ihr nicht gewachsen ist. Darum suchen gerade diese Gruppen Anschluss an das neuere Schrifttum der europäischen Länder. Heute wird fast jedes bedeutende europäische Buch binnen kürzester Frist von einem amerikanischen Verlag in amerikanischer Sprache herausgegeben. Die vorstossende Zeitschrift «Cross Currents» bringt überhaupt fast nur europäische Autoren. Und so abweisend der Amerikaner gegen Beschulmeisterung von Seite der Europäer ist, so begierig liest er die europäischen Autoren, wo sie sich ihm nicht aufdrängen, sondern ihn einfach am allgemeinen Strom des geistigen Lebens teilnehmen lassen.

Hier tut sich freilich ein kritisches und beinahe tragisches Dilemma auf. Die jungen Amerikaner fühlen sich fast plötzlich aus einer paradisischen Jugendzeit heraus, ohne den nötigen langsamen Übergang, vor Probleme des reifen Mannesalters gestellt und schauen darum um Hilfe nach Europa. Die jungen Europäer aber schauen nach Amerika und erhoffen von dort Lösungen für die Fragen, die sie selbst nicht zu lösen vermochten. So besteht die Gefahr, dass die jungen Amerikaner in der drängenden Eile die Zeit nicht finden, *eigene* Lösungen *wachsen* und *reifen* zu lassen, und dass sie in der Not zu europäischen Antworten greifen, denen sie doch dunkel im Unterbewusstsein nicht trauen, weil ja die Europäer selber ihre Probleme auch nicht zu lösen imstande waren.

Die Hoffnung liegt in anderer Richtung. Die Stärke des Amerikaners liegt nicht auf der gedanklichen Ebene, sondern in seiner charakterlichen, ethischen und religiösen *Haltung*. Wenn er seinen besten Gefühlen treu bleibt und sie in eine neue Zeit hinein aktiviert, so vermag er durch die *Tat* Lösungen – sowohl im persönlichen wie im gesellschaftlichen Leben – zu finden und zu realisieren, die dann erst später, vielleicht mit Hilfe anderer Völker, ihre ideelle Klärung und bewusste Fundierung finden mögen.

Jakob David.

Der neue Priester-Roman von Bruce Marshall

Noch vor Anfang Dezember wahrscheinlich wird ein neuer Priester-Roman von Bruce Marshall erscheinen (in der deutschen Übertragung und im Verlag von Jakob Hegner, Olten). Ob man ihn beachten wird? Vielleicht, es wäre zu wünschen, aber es ist keineswegs gewiss, denn der Priester-Romane werden allmählich zu viele und mir scheint, der Grad der Sättigung sei jetzt erreicht. Ein rundes Dutzend erschien in einem einzigen Jahr (in deutscher Übersetzung): Cesbrons «Die Heiligen gehen in die Hölle»; William E. Barretts «Gottes linke Hand»; Bela Justs «Der Lastträger Gottes». Zu Anfang des Jahres erschien schon Béatrix Becks «Léon Morin, Priester»; vor ein paar Wochen kam «Nacht» heraus, ein priesterlicher Tagebuchroman von Johannes Büchner, und zu allem Überflus hat sich auch Luise Rinser in ihrer «Daniela» noch eines Priesters bedient, um amouröse Komplikationen anzurichten. Ausserdem scheint man noch immer von «Don Camillo und Peppone» begeistert zu sein und liest den «Kardinal» von Robinson bereits im 251. Tausend. Katholische Romanciers von Intelligenz und einem Fingerspitzengefühl nehmen darum auch bereits wieder Abschied von dieser Gattung und fangen an, sich mit dem zu beschäftigen, was auf der Gegenseite liegt, mit den Nichtzlibitären und jenen christlichen Männern und Frauen, die ihre Sorgen in der Ehe haben. Schon Greenes Roman «Der Ausgangspunkt» wies in diese Richtung, vor allem aber hat Heinrich Böll mit seinem Roman «Und sagte kein einziges Wort» den neuen Weg beschritten. Marshall aber hat es noch einmal gewagt mit einem Priester-Roman.

Begreiflicherweise, denn der Priester-Roman war seine Spezialität geworden. Er hatte bisher gar nichts anderes geschrieben als Klerikergeschichten: «Die Welt, das Glück und Father Smith», «Das Wunder des Malachias» und «Keiner kommt zu kurz oder der Stundenlohn Gottes». Aber wenn man die innere Linie seiner Romane verfolgt, dann zeigt sich von Buch zu Buch eine Verschiebung, die ihn nun mit «The Fair Bride» (dem allerneuesten) schon ganz in die Nähe einer neuen Problematik bringt und es würde mich nicht wundern, wenn Marshall bald die Reihe seiner Priester-Romane unterbrechen würde, um weiterzuschreiben mit einer Frau, die vielleicht auch wieder Soledad heissen könnte, oder Armelle, aber mit keinem Mann mehr der Don Arturo wäre, Priester und Kaplan. Denn in dem Roman «Du bist schön, meine Freundin» («The Fair Bride»), ist jene Grenze erreicht, über die hinaus man mit Priestern nicht mehr weiterkonzipieren kann.

Es ist nicht möglich, hier abkürzend die Geschichte zu erzählen. Sie ist sehr kompliziert und die Erzähltechnik Marshalls kommt solchen Extrakten durchaus nicht entgegen. Man kann nur sagen, es handelt sich um die Erlebnisse eines Priesters im spanischen Bürgerkrieg, um einen Abfall aus Angst und Verzweiflung, um ein Wiederzurückfinden zu Glauben und Amt, um Illusionen und Enttäuschungen auf der einen und auf der anderen Seite, und ein superstitiöses Element versucht das Ganze handlungs- und spannungsmässig zusammenzuhalten. Aber das alles ist gar nicht entscheidend, denn dahinter und darunter geht es schlicht und einfach um die Liebe. In gewisser Weise wiederholt sich das, was in «Keiner kommt zu kurz» nur Episode blieb, ein Randereignis in Abbé Gastons Leben; es ergeben sich wieder die sehr zarten und sublimen

Beziehungen Gastons zu Armelle, dem kleinen Dirnchen, das so verloren schien und doch ein gutes Herz besass.

Ich sage die sehr zarten und sublimen Beziehungen, denn es «passiert» hier nichts, wie man zu sagen pflegt, obwohl doch alles «passieren» könnte, obwohl das «Greenesche Arrangement» bis fast an die Grenze des Erträglichen getrieben wurde, obwohl die Situationen, in die Don Arturo hier gerät, von sehr prekärer Art sind (etwas prüde Leute werden sich sehr ärgern), es «passiert» durchaus nichts, es geschieht nur viel, aber innen in den Seelen. Indessen ist es nicht leicht zu sagen, was geschieht, und man scheut sich hier von «Sublimation» und dergleichen zu reden, wo doch schon Agape mit ins Spiel gerät und der dicke, krude Stoff aetherisch wird. Denn erstaunlicherweise befinden wir uns hier (streckenweise) wieder einmal einer Dichtung gegenüber, einer Dichtung vor der das Analysieren aufhört und das klipp und klar Heruntersagen können: das ist so und jenes ist anders. Hier in dieser seltsamen Geschichte von Don Arturo und Soledad nämlich wird nicht nur alles dialektisch, sondern auch ambivalent und es geht um Nuancen und es wird vom Leser etwas verlangt, was er heutzutage so selten zu leisten hat, ein wenig Intuition, ein wenig Ahnungsvermögen für das, was da und dort «dahinter» liegt.

Man konnte sich zwar auch eine «mittlere Linie» denken und man fragt sich vielleicht, warum muss es ein Hürchen sein, das Don Arturo liebt? Steckt hier noch ein Rest von Deklassierten-Romantik dahinter, eine abgetane Sache, die vor dreissig Jahren wohl noch interessant war und einen Heinrich Mann einmal zu dem Essai inspirierte von der «Dämonie der Unterwelt»? Warum hat Marshall seinen Don Arturo auf der Flucht vor den Roten in die «Liebeslaube» gehetzt, in irgend ein spanisches Tingeltangel, wo die tanzenden Schwestern Soledad und Mercedes ihrem Verdienst nachgingen? Nun, ich muss gestehen, es ist mir hier Verschiedenes nicht klar geworden und streckenweise versagt auch die Psychologie; gewisse Tugenden kommen unvermittelt dort zum Vorschein, wo man sie nicht sucht und es ist auch in dieser Geschichte Marshalls wieder jenes undefinierbare Gemisch von Ironie und schwebenden Tönen, und jener umschlagende Witz, der sich peinlicher Situationen bedient, um etwas überraschend transparent zu machen. Aber wenn ich Marshall recht verstehe, dann ging es ihm gerade darum, nun einmal die Extreme sich touchieren zu lassen: Ich wäre beinahe versucht zu sagen, den sich der irdischen Liebe verweigern Müssenden und die sich der «Liebe» wahllos Öffnende. Aber Sexus wird dann übersprungen, sie begegnen sich im Eros, einem Eros, aus dem am Ende dann Agape strahlt. Irgend etwas Legendenhaftes hat diese Geschichte an sich, so realistisch rau sie streckenweise auch erzählt ist; aber man spürt, dass hier eine Grenze erreicht ist, und dass sich gewisse Vorgänge in diesem Roman der Diskussion entziehen. Nicht weil sie heikel sind, sondern undurchdringlich. Über das Heikle wird man zetern, denn Marshall hat sehr viel gewagt, aber über das andere, das Undurchdringliche, wird man so rasch nicht reden können, denn es fehlen uns die passenden Worte, wenn wir nicht solche aus dem Schubfach ziehen wollen, jene, über die einmal Bloy die «Exegese der Gemeinplätze» schrieb...

Bert Herzog

Die Petrusfrage

In der Monatsschrift «Evangelische Theologie» (Juli 1953) hat Pastor Hans Lehmann, Hamburg, eine wissenschaftlich-historische Untersuchung über die immer neu diskutierte und zwischen den Konfessionen heiss umstrittene «Petrusstelle» Mt 16 veröffentlicht, die ohne Zweifel einen Fortschritt bedeutet. Wohl fallen noch harte Worte gegenüber dem katho-

lischen «Papalismus», aber der Verfasser geht ebenso freimütig mit «manchen protestantischen Vorurteilen» ins Gericht. H. Lehmann kommt zu folgenden Ergebnissen:

1. Der Vers 18a in Mt 16: «Und ich sage dir, du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen» kann nicht hellenistischen Ursprungs sein oder gar aus römi-

scher Tradition stammen, sondern muss wenigstens in der aramäisch sprechenden palästinensischen Gemeinde entstanden sein. Das griechische Wort «Petros» und das damit verbundene Wortspiel ist nur auf aramäisch voll verständlich. Im Aramäischen heisst «Petros» = «kepha». Genau dasselbe Wort «kepha» heisst Felsen, so dass im Aramäischen – und nur im Aramäischen – das Wortspiel «Petrus-Felsen» sprachlich und sachlich konzinn ist.

Der Name «kepha» oder «kephas» zur Bezeichnung des Simon Petrus ist übrigens im Johannesevangelium (1) und in den Paulusbriefen (2) gut bezeugt. Nach der synoptischen Tradition gab Jesus selber dem Jünger Simon diesen Würdenamen bei der Berufung (3) und wiederum bei der Aussendung zur Predigt (4). Die Erklärung aber, warum Petrus so genannt wurde, wird dann erst in Mt 16,18 gegeben.

2. Das Bild vom «Felsen» findet sich oft in der Bibel, sodass es dem Juden geläufig war. Nicht nur Gott ist ein «Fels» (5), sondern auch Abraham (6). Eine Midraschstelle führt sogar genauer aus: Abraham ist der Felsen, auf den Gott die Welt baut. Das Bild der Kirche als Bau begegnet mehrfach und in vielerlei Abwandlungen im Neuen Testament. Paulus nennt Christus das «Fundament» (1 Cor 3, 11). Nach dem Epheserbrief 2, 20 ist die Kirche «erbaut auf dem Fundament der Apostel und Propheten, in dem Christus der Eckstein ist». Im 1 Korintherbrief (3,10) bezeichnet sich Paulus als «weiser Baumeister» der Kirche. Gott ist als ihr Bauherr gedacht (cf. Hebr. 11, 10).

3. Das Schlüsselwort: «Dir will ich geben die Schlüssel der Himmelsherrschaft...» überträgt dem Simon Petrus besondere Vollmachten. Von dem Aufschliessen und Zuschliessen der Gottesherrschaft hat Jesus des öftern gesprochen. Die Schriftgelehrten schliessen durch ihre rigoristische Moral die Tür zur Gottesherrschaft zu (Mt 23, 13; Lk 11, 52), während Jesus sie aufschliesst (Apok 3, 7; 21, 25). Die Apostel sind in Jesu Auftrag und kraft seiner Vollmacht Verwalter und Türhüter (7). «Binden und Lösen» kann nach dem Sprachgebrauch des damaligen Judentums bedeuten a) Vorschriften geben und aufheben b) in Bann tun und vom Bann lossprechen c) in der Vollmacht des Hl. Geistes Sünden erlassen und Sünden behalten (Jo 20, 23).

4. Petrus tritt im gesamten neutestamentlichen Zeugnis besonders hervor. Er gehört zu den Erstberufenen (8) und zählt neben Johannes und Jakobus zu den Auserwählten des Jüngerkreises (9). Er ist der Sprecher der Zwölf (10). Was besonders bedeutungsvoll ist: seine Gestalt tritt besonders in den Osterereignissen hervor. Nach der Apostelgeschichte und nach dem Bericht des Paulus ist Petrus der erste Zeuge des auferstandenen Christus (11). Die Auferweckung Jesu ist der beherrschende Inhalt der Petruspredigt (12). Man spürt aus den Texten, dass die Ostererfahrung des Petrus besonderer Art gewesen sein muss. Während aber Lukas und Paulus es nur andeuten, berichtet das vierte Evangelium ausführlich von einer feierlichen Berufung des Petrus zum Hirten der gesamten Gemeinde durch den auferstandenen Herrn (21, 15-19). Hier wie in Matthäus 16 empfängt Petrus einen grossen Auftrag für die Kirche. An beiden Stellen empfängt Petrus einen grossen Auftrag für die Kirche. An beiden Stellen empfängt er diesen Auftrag als einen ganz besonderen und persönlichen.

Gerade er soll die Schafe Christi weiden, wie auf ihn die Kirche Christi gebaut sein soll. Auffallenderweise erfolgt an beiden Stellen die feierliche Anrede mit dem vollen Namen: «Simon, Sohn des Jonas». Nach Pfingsten, da die Kirche mit dem Geist Gottes ausgerüstet ist, «bindet» und «löst» Petrus in der Tat (13). Er ist unter den Zeugen und Hirten des Auferstandenen der erste Zeuge und der erste Hirte.

5. Nach Lehmann lässt es sich nicht leugnen, dass die Kirche bei Matthäus, wenn nicht schon Institution, so doch auf dem Weg dazu ist. Das zeigt das «werdende Kirchenrecht» mit seiner beginnenden Kasuistik (14), die beginnende Busspraxis und das auftauchende Problem des Ausschlusses aus der Kirche (15).

Zusammenfassend stellt Lehmann gegenüber den protestantischen Vorurteilen folgendes fest: Das Wort «Du bist Petrus...» steht im Neuen Testament und ist so zu verstehen, wie es steht, ohne Abstriche und Umdeutungen. «Nicht der ‚Glaube‘ des Petrus ist dieser ‚Felsen‘, auf dem die Kirche steht, auch nicht sein Bekenntnis, sondern Petrus selbst. Und wiederum nicht Petrus nur als ‚Mensch‘, sondern Petrus als *Apostel* und als der Erste unter den Aposteln, als der, der durch eine besondere Gnade und durch einen besonderen Auftrag ausgezeichnet ist.» «Sicher ist Petrus im Blick auf die andern Apostel ‚primus inter pares‘, aber er ist auch *Primus* inter pares (Erster unter Seinesgleichen). Eben *das* steht doch auch 1 Cor 15, 5. Und das ganze Neue Testament sagt das gleichfalls. Christus *hat* auf ‚diesem Felsen‘ seine Gemeinde gebaut. Allein Apg. 2 wäre ein zureichender Beweis für diese Tatsache. Aber es ist keineswegs der einzige.»

Gegenüber dem römischen Katholizismus hält Lehmann daran fest:

1. Petrus ist nicht Statthalter Christi. «Petrus ist nicht Sein ‚Stellvertreter‘, weder ein Papst, noch ein ‚Kalif‘, denn Jesus ist nicht ein Toter, eine Grösse der Vergangenheit wie Mohammed oder Mose... Petrus handelt nur ‚im Auftrag‘.»

2. Noch weniger ist Petrus der 1. Papst in einer langen Kette von Päpsten. «‚Apostolische Sukzession‘ gibt es nicht im N. T., und es *kann* sie nicht geben, weil die Apostel als solche keine Nachfolger haben *können*. ... Ein Apostel ist ein Augen- und Ohrenzeuge des auferstandenen Christus.» Das ist das «absolut Unwiederholbare des Apostelseins».

Würdigung

Bei aller noch so schroff formulierten Ablehnung jeder Art von Papalismus bedeutet das eindeutige Bekenntnis Lehmanns zur besonderen Berufung und zum besonderen Amt des Petrus doch eine Tatsache, die geradezu zeugnishaft wirkt. Dies umso mehr, als Lehmann der Sache nach manches zugesteht, was er mit Worten noch bekämpft. Um es gleich zu sagen: Auch nach katholischer Schriftauslegung bleibt Christus der himmlische Hirte der Kirche. Die Kirche bleibt seine Herde. Das schliesst aber nicht aus, dass Petrus im Namen seines Herrn der Vollstrecker des Schlüsselamtes ist, so wie Moses der irdische Stellvertreter des himmlischen Hirten war. Der Name «Vicarius Christi» meint im Grunde kaum was anderes als was Lehmann mit dem Worte «Verwalter» des Herrn aus-

1) 2, 42.

2) 1 Cor 1, 12; 9, 5; 15, 5; Gal 2, 9.

3) Mk 3, 16.

4) Mt 10, 2.

5) Ps 18, 3; 31, 4; 71, 3. Deut 32, 4. 15. 18ff.

6) Is 51, 1f.

7) Cf. 1 Cor 4, 1; Mk 13, 34; Lk 10, 16; Mt 10, 40.

8) Mk 1, 16; Mt 4, 18f; Jo 1, 41; Lk 5, 1-11.

9) Mk 5, 37; 9, 2; 14, 33.

10) Mk 8, 29; 9, 5; Jo 6, 68.

11) Apg 1-12; 1 Cor 15, 5.

12) Siehe «Petrusformeln» der Apg 2, 32, 36; 3, 13-15; 4, 10; 5, 30.

13) Apg 5, 1ff; 8, 9-24

14) Mt 18, 15-17; 5, 32; 19, 9.

15) Mt 16, 19; 18, 15-18.

drücken will. Nur darf das Wort «Verwalter» nicht wieder so abgeschwächt werden, dass letztlich nicht der bestellte Hirt Verwalter der Gemeinde, sondern die Gemeinde der Verwalter des Hirten wird. Die Sonderberufung des Petrus bringt nun einmal eine nicht vertauschbare Sonderverantwortung des Petrus für die werdende Kirche mit sich. Eindeutiger Beweis ist das von der Forschung bisher am stärksten vernachlässigte Herrenwort: «Simon, Simon, siehe der Satan hat sich ausgebeten, dass er euch siebe wie den Weizen. Ich aber habe für dich gebetet, dass dein Glaube nicht aufhöre, du aber kehre um und stärke deine Brüder» (Lk 22, 31). Hier tritt Jesus fürbittend für die im Glauben angefochtene Kirche ein. Aber nicht für die Seinen im Ganzen tritt Jesus ein, sondern – das ist nach dem vorausgegangenen Text die überraschende Wendung – für Petrus! Indem er für Petrus besonders bittet, schützt und rettet er die junge Gemeinde im Ganzen. Jesus bittet für Petrus, den Gestürzten, damit Petrus, der Emporgehobene, die Brüder im Glauben stärke und sie alle das Ziel erreichen, das ihnen gesteckt ist, das Reich Gottes. In diesem Herrenwort ist das Mittleramt Christi als Lebensgrund der Kirche klargestellt, aber diesem christologischen Mittleramt ist zugleich das abgeleitete Mittleramt des Petrus nach- und zugeordnet. Das Zeugnis des Lukas ist übrigens gar nicht allein. Ein anderer unparteiischer Zeuge der Urkirche, Johannes, sagt das Gleiche im 21. Kapitel seines Evangeliums. Wie Petrus bei Lk 22, 32 für seine Mitapostel verantwortlich gemacht wird, so wird er hier zum «pastor pastorum» eingesetzt (cf. E. Stauffer, *Theologie des Neuen Testaments*, 1948, Seite 16 ff.). Dasselbe meinte das an Petrus gerichtete Verheissungswort vom Felsen. Wir müssen doch bedenken: Die Offenbarung des N. T. fiel nicht plötzlich vom Himmel. Wie das ganze Neue Testament im alten Bunde vorbereitet und darin verankert ist, so hatte auch dieses Bildwort «Fels» seine verfassungsrechtliche Vorgeschichte. Die Forschung des letzten Menschenalters hat mit reichem Material belegt, dass das Bildwort Petrus in den Vorstellungen vom Heiligen Felsen, der den Höllenschlund verschliesst und das Gotteshaus trägt, wurzelt. Und das mit dem Bild von den Schlüsseln bezeichnete Amt des Petrus hat weithin sein Vorbild in der zentralen Gewalt des Josua, des Kenes, des Nasi, des Hohenpriesters, des Synedrialpräsidenten, des Oberbischofs der Damaskusgemeinde usw.

Wenn man das Positive in den Ausführungen Lehmanns betrachtet, wird man trotz aller dankbaren Anerkennung des Fortschrittes eine Frage nicht los: Konnte der Verfasser eine früher zäh verteidigte Linie auf einmal räumen, weil er unterdessen eine neue Widerstandslinie vorbereitet hatte? Eine solche Taktik verrietten doch die früheren wandlungsreichen Deutungen der Primatsstelle (16).

In der Tat hat Lehmann eine neue «Sigfriedlinie» gefunden. Das Amt und der Dienst des Apostels Petrus soll «absolut unübertragbar» sein. «Zu diesem Simon und eben nicht zu einem Leo oder Gregor, Innozenz oder Nikolaus hat Christus gesagt: Du bist Petrus...!» Der Beweisgrund dafür wird in der einzigartigen Stellung des Apostels gesehen. «Ein Apostel ist ein Augen- und Ohrenzeuge des auferstandenen Christus.» Ist aber das «Amt» in der Kirche damit voll definiert? Selbstverständlich haben Petrus und die «Zwölf» eine Stellung in der Kirche inne, die nur am Anfang ausgeübt und nicht an

Nachfolger weitergegeben werden konnte. Sie sind die Zeugen der Offenbarung des Herrn, sodass mit dem Tod des letzten Apostels die Offenbarung ihren Abschluss gefunden hat. Die nachapostolische Kirche kann nur noch durch den Geist Gottes tiefer in diese apostolische Wahrheit eingeführt werden. Dennoch ist von dieser nur den Aposteln zukommenden Urzeugenschaft das in der Kirche fortlebende Lehr- und Hirtenamt klar zu unterscheiden. Das christliche Altertum hat den Sinn der «apostolischen Nachfolge» in dem Bewahren und Weitergeben der Gottesoffenbarung gesehen. Das Wahrzeichen echter apostolischer Überlieferung in Wort und Sakrament erblickte man darin, dass jemand in lückenloser Kette seine Sendung von den Aposteln her empfangen hatte. Durch die Handauflegung war ihnen jener Geist zugesprochen (cf. 1 Tim 4, 14; 2 Tim 1, 6), der nach der Verheissung im hohepriesterlichen Gebet die Träger der Frohbotschaft bis ans Ende der Zeiten in alle Wahrheit einführen wird. Die Urkirche war sich dieser gottgesetzten Tatsache voll bewusst. Die protestantische Theologie leugnet heute nicht mehr, dass bereits die Pastoralbriefe eines Paulus als «Symptome des erwachenden Interesses an der apostolischen Sukzession zu würdigen sind» (E. Brunner, *Das Missverständnis der Kirche*, S. 151) und also bereits «am Rande» des N. T. selbst der Bischof als besonders für den Wortdienst Verantwortlicher erscheint (ebd. 90f). Aber auch in der Apostelgeschichte sieht man schon «Ansätze zu einer sogenannten ‚apostolischen Sukzession‘» (Cullmann) (17).

Was hier «am Rande» des Neuen Testaments, aber immerhin schon im Kanon des Neuen Testaments auftaucht, kann nun nicht einfach mit leichter Geste als beginnende Abirrung beiseite geschoben werden. Man darf doch, wenn man sachlich bleiben will, die kirchenstiftenden Worte des Herrn nicht beurteilen nach heutigen Auffassungen von pneumatischer Gemeinde, sondern muss sie in die Zeit Jesu hineinsetzen und sich fragen: Wie hat ein gläubiger, in der Welt des Alten Testaments lebender Jude die Worte verstehen müssen? Die Tatsache wird doch immer mehr erhärtet, dass Jesu Leben, Denken und Sprechweise in der überreichen Liturgie seines Volkes wurzelten und dass das liturgische Leben der ersten Christengemeinden sich engstens an jüdische Vorbilder angeschlossen hat.

Die Forschung weiss heute, dass schon in der altbiblischen Welt der Sukzessionsgedanke eine grosse Rolle spielte. Gott ist der himmlische Hirte Israels. Moses aber ist sein irdischer Stellvertreter. Nach seinem Tode geht der Hirtenstab durch die Geschlechter weiter von Hand zu Hand (18). Wohl ist das Mittleramt, das Moses aus Gotteshand empfangen hat, einzigartig. Dennoch setzt er durch Handauflegung (Nu 27, 18) Josua zu seinem Nachfolger ein. Die geschichtliche Einmaligkeit des Moses bleibt unangetastet, aber er erwählt einen Amtsnachfolger, der seine Kathedra besteigt. Die neuesten Ausgrabungen antiker Synagogen haben überraschend gezeigt, dass ein Mosesstuhl als Sitz des Archisynagogos zur Synagoge gehörte (cf. Mt 23, 2). Er stand, ähnlich dem Bischofsstuhl in der christlichen Basilika, in der Hauptachse des Gotteshauses, der Gemeinde zugewandt. In einer Zeit, da solche Tradition zum lebendigen religiösen Gedankengut des Volkes Israel gehörte, hat Jesus Petrus zum Felsen der Kirche, zum

¹⁷ O. Cullmann fügt freilich hinzu, dass nach Apg 20, 28 die Gemeinde, die den Geist besitze (Jo. 17, 20) über das Bischofsamt zu verfügen habe («Petrus» 246f.). Aber in Apg. 20, 28 redet Paulus zu den Ältesten von Ephesus von der Sorge für die Herde, «in der der Heilige Geist sie zu Vorstehern gesetzt hat». Es klingt gar nicht so, dass das Amt von der Gemeinde ausgegangen ist. (Cf. P. Gächter: Petrus und seine Nachfolge, in: *Zeitschrift für Kath. Theologie* 3 (1953) S. 330-337 und R. Gutzwiller in dieser Zeitschrift Jg. 1952 S. 201-203 und 215-217).

¹⁸ Gott = Hirte, Ps. 80, 2; Moses = Hirte, Is. 63, 11; Moses Nachfolger = Hirten 4 : sr. 5, 18.

¹⁶ Luther betrachtete Mt. 16 als echt, bezog aber das Felsenwort Jesu nicht auf Petrus, sondern allein auf die Kirche, die auf den Felsen Christus gebaut ist. Die spätere Theologie, die in Mt. 16 die Primatsidee klar ausgesprochen fand, betrachtete die Stelle als tendenziöse Einfügung der machtgerigen Kirche. Heute, da man die Echtheit des Textes und die darin ausgesprochene Primatsidee anerkennt, wird der Petrus zugesprochene Primat als persönliches und unübertragbares Privileg des Apostels erklärt. — Luther hatte Petrus und Papst noch «fast in der Form einer Gleichung zusammengebracht!» (K. L. Schmidt).

Hirten seiner Herde, zum Schlüsselträger seiner Herrschaft gemacht. Sollte Petrus ohne Nachfolger bleiben? Jedenfalls hat der Frühkatholizismus, ganz vom biblischen Denken herkommend, seine Konsequenzen gezogen und eine legitime Nachfolge des Petrus anerkannt.

Ähnlich den Rabbiner-Schülern, denen das Lehren und das Tun ihres Meisters Norm des Lebens war, mussten sich die Apostel nicht nur durch die Lehre, sondern auch durch die Massnahmen ihres Herrn gebunden fühlen. Wenn Jesus seiner zu bauenden Kirche in Petrus ein sichtbares Oberhaupt gibt, dann musste diese Massnahme bei der bestehenden Geisteshaltung der Jünger dazu führen, die selbstverständliche Notwendigkeit eines sichtbaren Oberhauptes für immer, auch nach dem Tode des Petrus, anzunehmen. Mit der Berufung des Petrus zum Hirten der Kirche hatte Jesus seiner Kirche jene Form gegeben, die ihr wesentlich und

dauernd eigen sein sollte. Das schien tatsächlich der früheren Christenheit so selbstverständlich, dass man schon um das Jahr 90-100 einfach die Übergabe des Hirtenamtes an Petrus erzählte, um darzutun, dass der gegenwärtige Oberhirte in dem Nachfolger des Petrus zu suchen sei. Kein Orientale hätte sich übrigens eine Herde vorstellen können, die nur in der Zeit ihrer ersten Gründung und Sammlung von einem sichtbaren Hirten geleitet worden wäre, nachher eines solchen aber nicht mehr bedurft hätte.

Das Ganze zusammenfassend will uns scheinen, dass mit der Anerkennung des Primates für die Person des Petrus der grundlegende und eigentlich alles entscheidende Schritt in der «Petrusfrage» schon getan ist. Der folgende Weg ist nur das demütig-gehorsame Weitergehen auf dem von Christus gewiesenen und von der geisterfüllten Kirche tatsächlich eingeschlagenen Weg. A. Ebnetter.

Nochmals zur ökumenischen Eschatologie

Im Rahmen eines Aufsatzes «Kirche und eschatologische Existenz» hatten wir in Nr. 14-15 vom 31. Juli 1953 den bemerkenswerten Versuch von P. Dumont O. P., die ökumenische Eschatologie im Verhältnis zur römisch-katholischen Lehre von der Kirche zu verstehen, kritisch gewürdigt. P. Dumont, Archimandrit und Direktor des Centre d'Etudes ISTINA fühlt sich in wichtigen Punkten missverstanden. Aus seiner Erwiderung, die den Rahmen des uns verfügbaren Raumes leider überschreitet, bringen wir nachstehend die Partien, die seinen dogmatischen Standpunkt einwandfrei klarstellen, und verweisen im übrigen auf seine umfangreichere Erwiderung im «Forum» der Herder-Korrespondenz 8. Jhg., Heft 1 (Oktober 1953). Anschliessend geben wir sodann dem Verfasser unseres Artikels vom 31. Juli nochmals das Wort.

P. Dumonts Erwiderung

1. «Zunächst sei eine allgemeine Bemerkung über das Ziel meiner theologischen Ausführungen und die dabei befolgte Methode gestattet. In keiner Weise beabsichtigte ich, die protestantische eschatologische Auffassung von der Einheit der Kirche mit der katholischen Theologie in Einklang zu bringen, oder gar diese Auffassung zu rechtfertigen. Ich fand vielmehr in den Schriften unserer getrennten Brüder häufig die Ausdrücke: ‚Eschatologische Einheit‘, ‚geschenkte Einheit‘ und ‚historische Einheit‘ und versuchte festzustellen, was in der uns vertrauten katholischen Theologie diesen Ausdrücken entsprechen würde und welchen genauen Sinn wir ihnen, wenn wir sie selber gebrauchen wollten, im Gesamt unserer Theologie geben müssten. Ich bemühte mich, diese Analyse so methodisch als möglich durchzuführen, indem ich jedesmal wo dies erlaubt schien, die Ähnlichkeiten, aber auch ebenso sorgfältig die Unterschiede hervorhob.»

2. «Was nun die Einheit aller Christen betrifft, habe ich nicht gesagt, dass sie sich hier auf Erden nicht verwirklichen lasse. Ich habe zwar gesagt, dass es keine formelle Offenbarung gibt, die uns einen Tag hier auf Erden, vor der Wiederkunft Christi, verheisst, an dem es weder ein Schisma noch eine Häresie geben werde (denn das wäre wohl die Voraussetzung für die sichtbare Einheit aller Christen); ich habe aber ausdrücklich hinzugefügt, dass wir ebenso wenig eine formelle Offenbarung darüber besitzen, dass dieser Tag nicht kommen werde. Es ist daher an uns, mit all unseren Kräften und aus ganzem Herzen dafür zu arbeiten, dass der Wunsch unseres Herrn nach der sichtbaren Einheit seiner Jünger als Zeugnis für seine göttliche Sendung in möglichst grossem Ausmass, d. h. für eine möglichst grosse Zahl von Christen Wirklichkeit werde. Es ist wohl klar, dass dieses Ausmass von der Gnade Gottes selbst, wie auch von der Treue der Christen, mit der sie dieser Gnade folgen, abhängt.»

3. Zu seiner Bemerkung, das Mysterium der Kirche werde auf Erden «nur in prekärer Weise verwirklicht», erklärt P. Dumont:

«Das ‚prekär‘ bezieht sich hier auf die Personen und nicht auf die Institution: Ungesichert (prekär) ist der Besitz der heiligmachenden Gnade, denn sie kann durch die Sünde verlorengehen; ungesichert ist der Besitz der Einheit als sichtbare Einheit, denn man kann sich ihr entziehen durch das Schisma, die Häresie oder Apostasie, und von ihr ausgeschlossen werden durch die Exkommunikation. Selbstverständlich vermögen aber diese Einzel- oder Kollektivabfälle der Existenz der Kirche in ihrer wesentlichen Einheit (die der getreu um den Nachfolger Petri gescharten Gemeinschaft verheissen ist) keinen Eintrag zu tun.»

4. Zum Verhältnis von unsichtbarer und sichtbarer Einheit der Kirche sagt P. Dumont: «Es kann hier keine zweifache Einheit geben, wie es auch keine zwei Kirchen geben kann: eine sichtbare und eine unsichtbare. Ich habe zwar der Kürze halber die Ausdrücke sichtbare und unsichtbare Einheit verwendet, wie man auch von der streitenden und der triumphierenden Kirche spricht, ohne damit sagen zu wollen, es gebe zwei Kirchen. Der Kontext aber zeigt zur Genüge, dass es sich für mich hier hinsichtlich der Kirche nur um verschiedene Elemente oder Aspekte ein und derselben Einheit handeln kann.»

Gegenüber dem ökumenischen Sprachgebrauch von der Einheit der Kirche erklärt P. Dumont: «Mit grösstem Nachdruck habe ich daran erinnert, dass die Elemente, die der Kirche ihren Bestand und ihre sichtbare Einheit hier auf Erden sichern (Dogma, Hierarchie, Sakramente), nach göttlicher Anordnung im Normalfall nicht nur Zeichen, sondern Ursachen der Gnaden-einheit sind. Die Bejahung dieses ontologischen Bezuges zeigt einen der tiefstgehenden Gegensätze der katholischen Kirchen-auffassung gegenüber der reformierten auf.»

5. Über sein Verständnis der Enzyklika «Mystici Corporis» im Hinblick auf eine Zugehörigkeit getrennter Gemeinschaften von Christen zur Kirche schreibt P. Dumont: «Die Enzyklika ‚Mystici Corporis‘ handelt nicht ex professo von diesem Aspekt. Wenn sie auf ein ‚gewisses Verlangen und einen unbewussten Wunsch‘ anspielt, durch die unsere getrennten Brüder ‚sich in einer Hinordnung zum mystischen Leib des Erlösers befinden‘, dann redet sie ausschliesslich von Personen und nicht von den dissidenten Gemeinschaften, denen sie angehören. Aus diesem Schweigen der Enzyklika folgt aber nicht, dass dieses Problem nicht doch gestellt werden kann und muss. Sein Studium wird uns gewiss dem ökumenischen Kernproblem näherbringen. Nach meiner Überzeugung kann diese Frage vom katholischen Theologen in grösster Treue zu den ekklesiologischen Grundsätzen der neuesten kirchlichen Verlautbarungen behandelt werden. Der für das ökumenische Gespräch sich daraus ergebende Gewinn bestünde darin, dass gerade in der Sicht der katholischen Ekklesiologie gewisse Seiten des komplexen Geheimnisses der Kirche deutlicher hervorträten. Diese Aspekte sind in die Tragik der Spaltung der Christen und ihrer

zugleich rührenden und doch bis heute so enttäuschenden Versuche zur Wiedervereinigung miteinbeschlossen.»

6. Zur Rechtfertigung seiner These, dass es eine «Einheit der Gnade» mit den getrennten Brüdern gibt, zitiert P. Dumont aus dem Brief des Hl. Offiziums vom 8. August 1949 zur Affäre Feenay, in der gewisse Leute den Satz: «Ausser der Kirche kein Heil» allzu eng ausgelegt hatten, folgende Sätze: «In seiner unendlichen Barmherzigkeit wollte Gott, dass dort, wo etwas in Hinordnung auf das letzte Ziel des Menschen nicht aus innerer Notwendigkeit, sondern nur durch göttliche Einsetzung ein Mittel zum Heil darstellt, dessen heilbringende Wirkungen unter gewissen Voraussetzungen auch dann erlangt werden können, wenn diese Mittel nur Gegenstand des Verlangens oder des Wunsches sind. Diese Lehre findet sich deutlich im Konzil von Trient in bezug auf das Taufsakrament wie auch auf das Sakrament der Busse (Denz. 797 und 807). Dasselbe gilt entsprechend auch von der Kirche, insofern diese ein allgemeines Heilmittel darstellt. Daher muss ein Mensch, um sein ewiges Heil zu erlangen, nicht immer ausdrücklich als Glied der Kirche einverleibt sein, sondern er muss mit ihr wenigstens durch sein Verlangen oder seinen Wunsch vereinigt sein. Dabei ist es wiederum nicht immer erforderlich, dass dieser Wunsch wie bei einem Taufbewerber ein ausdrücklicher sei. Im Fall einer unüberwindlichen Unwissenheit nimmt Gott auch ein einschliessweises Verlangen an, das heisst, ein Verlangen, das in der guten Einstellung der Seele (die ihren Willen nach dem Willen Gottes auszurichten bestrebt ist) eingeschlossen ist. Doch glaube man nicht, ein jegliches Verlangen, in die Kirche einzutreten, genüge für das Heil. Das Verlangen, in die Kirche einzutreten, muss von der vollkommenen Liebe getragen sein. Ebenso setzt das einschliessweise Verlangen, um wirksam zu werden, den übernatürlichen Glauben voraus, denn wer sich Gott nahen will, muss glauben, dass er ist und denen, die ihn mit Ernst suchen, ein Belohner wird' (Hebr. XI, 6). Das Konzil von Trient erklärt: „Der Glaube ist der Beginn des Heiles für den Menschen, Grundlage und Wurzel jeder Rechtfertigung; ohne ihn kann ja niemand Gott gefallen und zur Gemeinschaft seiner Söhne gelangen“ (Denz. 801).»

Schlusswort zu P. Dumont

Die Erwiderung von P. Chr. J. Dumont beweist die Orthodoxie seines ekklesiologischen Standortes. Sie trifft aber nicht ganz das Anliegen der kritischen Fragen bezw. «Missverständnisse». Das bedarf einer Erklärung. Die Diskrepanz der Ansichten dürfte in dem Umstand liegen, dass P. Dumont in der Weise der katholischen Dogmatik die ökumenische Terminologie-ontologisch verarbeitet. Liebevoll sucht und findet er Möglichkeiten, die geläufigen katholischen Begriffe zur Lehre von der Kirche in eine gewisse Übereinstimmung mit ökumenischen Begriffen und Intentionen zu bringen. Wir hatten betont, wie notwendig diese Aufgabe ist und wie sehr auch der Versuch von P. Dumont Anerkennung verdient.

Die kritischen Fragen dazu kommen indessen nicht aus dem Bereich der Dogmatik, sondern aus einer kirchenpolitischen oder im weiteren Sinne pastoralen Sicht. Eine an sich richtige dogmatische Unterscheidung kann durch ihre Akzente in der Wirklichkeit der ökumenischen Dynamik Wirkungen auslösen, die nicht beabsichtigt waren. Das ist dann der Fall, wenn eine dogmatische Aussage an die Adresse der getrennten Brüder nicht das Ganze der ökumenischen Dynamik berücksichtigt.

Es wird z. B. in der neueren katholischen Literatur zur Lehre von der Kirche gern darauf gewiesen, dass die Enzyklika «Mystici Corporis» nicht alle Aspekte des Mysteriums der Kirche entfalten wollte, sondern in erster Linie die Sichtbarkeit der Kirche unter dem Primat in ihrer Beseeltheit durch den Geist Christi. Sicher; und insofern ist die Enzyklika ergänzungsfähig und ergänzungsbedürftig. Aber eine Enzyklika ist nicht nur eine lehramtliche Entscheidung, sie hat auch eine

pastorale Zielsetzung. Es kann akute Gründe gehabt haben, die in der ökumenischen Situation lagen – damals, 1943, formierte sich die Ökumenische Bewegung zur Gründung eines «Weltrates der Kirchen», und im Gewissen der ökumenischen Christen tauchte die sichtbare Einheit der Kirche als ein Befehl Christi auf, dazu kam das Anwachsen der noch ungeklärten Una-Sancta-Bewegung – Gründe also, die es Pius XII. nahelegten, mit dieser Enzyklika, die teils die alte iuridische Kirchenlehre erweiterte, teils die Rede vom mystischen Leib Christi auf seine rechtliche Struktur zurückführte, ein deutliches Memento an die gesamte Christenheit zu geben. Wir meinen, aus der Entwicklung der ökumenischen Lage bis zum heutigen Tag entnehmen zu müssen, dass der nachdrückliche Hinweis des Papstes auf den Rechtscharakter der mystischen Einheit, auf die Kampfordnung des Volkes Gottes, nicht weniger nötig, sondern eher noch notwendiger geworden ist, schon allein deshalb, weil man heute im ökumenischen Lager mehr Verständnis für die rechtliche Seite der Einheit der Kirche aufbringt. Wir meinen auch, dass es sehr nötig ist, den eschatologischen Charakter dieses «erhobenen Zeichens» der Einheit unter dem Primat deutlicher zu bezeugen gegenüber einer nur zukünftigen «eschatologischen» Einheit der Kirche.

Das Gegenzeichen

Das sei kurz begründet. Seit der Bildung des «Weltrates der Kirchen», der von sich sagt, in ihm habe «das Einssein in Christus geschichtliche Gestalt gewonnen» (Heft 1 der Schriftenreihe für Evanston), leben die getrennten christlichen Gemeinschaften nicht mehr naiv ihr Eigenleben. Sie haben ihre Trennung als Sünde, als einen Beweis dafür erkannt, dass sie nicht Kirche im Sinne des Neuen Testaments sind. Sie haben im Weltrat ein Zeichen aufgerichtet, haben ihr votum ecclesiae, ihr Verlangen nach der Einen Kirche an dieses Zeichen geknüpft, und zwar mit einer wachsenden, immer wieder einmütig bezeugten Tendenz, die Einheit der Kirche in keinem Fall in Rom zu sehen, ja diese Einheit sogar abzulehnen. Man kann zehn Jahre nach dem Erscheinen von «Mystici Corporis» ein damals noch unbekanntes, nunmehr wissenschaftliches, willentliches und auf hinreichender Kenntnis der katholischen Wahrheit beruhendes Votum gegen die Kirche feststellen, d. h. gegen ihre historische Einheit unter dem Primat. In diesem Votum steckt die Tendenz, den «Weltrat der Kirche» als das Gegenzeichen auszugeben! Und das geschieht unter Berufung auf den Heiligen Geist! Kann man auch hier noch von «Einheit der Gnade» sprechen? Oder taucht hier nicht etwas Furchtbares auf, furchtbarer noch als die bisherigen Spaltungen?

Angesichts dieser fatalen Dynamik können jene Versuche, die Lehre von «Mystici Corporis» nach anderen Dimensionen auszuweiten, bei unbedachter Akzentuierung die konkrete Wirkung haben, das eschatologische Zeichen der Einheit unter Petrus, das ein Zeichen der Herrlichkeit Gottes ist, unheilsam abzuschwächen.

Die getrennten Christen haben seinerzeit gesagt: Mit der Enzyklika «Mystici Corporis» habe Rom die Kirchenlehre Bellarmins verlassen und sich der Kirchenlehre Luthers genähert. Man sagt heute vielleicht schon: Wenn alle jene Tendenzen zum Zuge kommen, die Mehrdimensionalität der Kirche so zu entfalten, dass die getrennten Brüder sich gleichsam mit ihren relativen Verwirklichungen der Kirche darin wiederfinden, dann ist Rom endlich ökumenisch geworden: wir müssen nur den Protest gegen die römische Einheit durchhalten.

Es liegt auf der Hand, dass eine gute theologische Methode eine nachteilige pastorale Wirkung haben kann. Sie kann sogar verwirren. Diese Gefahr haben wir im Auge. Es wird zu gegebener Zeit zusammenhängend davon zu sprechen sein.

J. P. Michael

Soeben erschienen:

Das apostolische Glaubensbekenntnis

V. Band der *Radiopredigten* von H. S. Braun
(Gesamtauflage 30 000)

Der berühmte Radioprediger zeigt diesmal anhand des Apostolikums — Bekenntnissatz für Bekenntnissatz —, welche Tatsachen und Wirklichkeiten der Uebernatur über unserem Leben stehen. Wie die früher erschienenen vier Bände kommen auch diese Ansprachen aus der Gegenwart und zielen auf eine unmittelbare Wirkung in uns: unser Christentum zu leben.

270 Seiten, kart. sFr. 7.20

Bezug durch den Buchhandel

Tyrolia-Verlag / Innsbruck - Wien - München

BURCH - KORRODI

JUWELIER SWB BAHNHOFSTRASSE 44 ZÜRICH TEL. 23 72 43

Schmuck - Tafelsilber - kirchl. Geräte

Verbilligte Bücher

Dr. Josef Staudinger SJ., Das Schöne als Weltanschauung im Lichte der platonisch-augustinischen Geisteshaltung. 336 S., Halbleinen, mit Schutzumschlag, holzfreies Papier früher DM 6.50, jetzt 2.25

Alfred Focke SJ., Liebe und Tod bei Rilke 190 Seiten, gebunden, mit Schutzumschlag früher DM 6.—, jetzt 2.25

Franz Bürkli, Handbuch der Katechetik 336 Seiten, Leinen, mit Schutzumschlag früher DM 14.40, jetzt 7.50

Dr. Stingerer, Wegweiser durch die Predigtschatzkammern alter Meister 2042 Predigtgliederungen alter Meisterprediger. Alphabetisches Gebrauchsregister, 128 Seiten, Leinen früher DM 24.—, jetzt 5.80

Bergmayer, Neue grosse Exerzitien Für Ordensleute und andere, die nach Vollkommenheit streben. 428 Seiten, Halbleinen früher DM 14.50, jetzt 5.80
Michelitsch, Illustrierte Geschichte der Philosophie 2 Bände in einem Band, 1636 Seiten, Leinen nur noch DM 9.80

Katalog «Verbilligte Bücher» kostenlos

BUCH UND PRESSE, Versandbuchhandlung
Heidelberg O, Schliessfach 140

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins, Zürich 1, Auf der Mauer 13, Tel. (051) 28 54 58.

Abonnement- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 1, Auf der Mauer 13, Telefon (051) 28 54 58, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Jährl. Fr. 11.60; halbjährl. Fr. 6.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. — Belgien-Luxemburg: Jährl. bfr. 170.— Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Van Mierlo & Co., Banquiers, Bruxelles, Compte Chèques Postaux 7677. — Deutschland: Vertrieb und Anzeigen, Kemper Verlag, Heidelberg, Postfach 474, Postcheckkonto Karlsruhe 78739. Jährl. DM 11.60; halbjährl. DM 6.—. Abbestellungen nur zulässig zum Schluss eines Kalenderjahres, spätestens ein Monat vor dessen Ablauf. — Dänemark: Jährl. Kr. 22.—. Einzahlungen an P. J. Stäubli, Mostrupgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Einzahlungen an Mr. Wolf Pierre, Illfurth/Ht.Rh., c/o No. 86047, Strassburg. — Italien-Vatikan: Jährl. Lire 1800.—. Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. — Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG., Innsbruck, Maximilianstrasse 9, Postcheckkonto Nr. 128.571 (Redaktionsmitarbeiter für Oesterreich Prof. Hugo Rahner). Jährl. Sch. 46.—.

AKTUELLE NEUERSCHEINUNG

In deutscher Uebersetzung liegt vor:

GILBERT CESBRON

«Die Heiligen gehen in die Hölle»

Arbeiterpriesterroman, 304 Seiten. Leinen Fr. 12.80

«Gilbert Cesbron, einer der begabtesten Erzähler der jüngeren Generation Frankreichs... ein leid- und gnadenvolles Buch, das bis in die Wesenstiefen erschüttert», schreibt Marcel Pobé («Schweizer Rundschau», Mai 1953)



Fontana-Verlag P. Grämiger Zürich 1

Gessner-Allee 38, Tel. (051) 25 47 47

DOKUMENTE

Zweimonatsschrift
im Dienst internationaler Zusammenarbeit

General Weygand
General Gérardot
General Béthouard

Französische Generale zur Europa-Armee

W. H. Johnston

Grossbritanniens weltpolitische Initiative

Jean Fosty

Europäische Gemeinschaften und belgische Verfassung

Georges Mamy

Frankreich auf der Suche nach der Autorität

Humphrey J. T. Johnson

Klerikalismus und Antiklerikalismus

Alceu Amoroso Lima

Universität und internationale Gemeinschaft

Heft 4/53 (90 Seiten) DM 1.70

Jahresabonnement DM 9.—

für Studenten DM 6.—

Verlangen Sie unverbindlich Probehefte
des laufenden 9. Jahrgangs

OFFENBURG / Baden . DOKUMENTE-VERLAG

Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet: «Orientierung», Zürich